

SPICKERESS

Nr. 10

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Proletarier.

Erzählung von C. Fink.

Erläuterungen

Der Blick des Schwagers brannte dem Frieder noch in der Seele, und der sonst so leichtsinnige fühlte es, wie ihm die Scham ins Gesicht stieg. Und dann seine Frau! Wie lebensfrisch war die dagestanden in dem Waldes grün! Er glaubte sie noch vor sich zu sehen. Dort war sie ihm zum erstenmal im Leben wiewohl schön erschienen! Und erit sein Friedrich!

Den hatte er ja kaum wiedererkannt mit seinen roten Wöschen. Und viel größer war er geworden in den fünf Wochen, und dicker!

Diese Gedanken gingen ihm im stropfe herum bis gegen den Morgen. Es war ein fortwähren des Einräumen und Wiederaufwachen bei ihm; kein Wunder, daß er dann bis in den launen Tag hinein schlief.

Aber er machte mit vereinigten Gedanken auf und ging den ganzen Vormittag nicht aus dem Hause, und so jeder Vernehung aus dem Wege. Er wollte ein neues Leben beginnen, das war sein selbstreiter Entschluß. Der Bieker, die Anna, sein Bub und sein Weib kamen ihm nicht mehr aus dem Sinne, und ganz besonders das letztere nicht. Er war ernstlich verliebt in sie.



Bananenkultur. (Zur Ablieferung aufgestapelte Früchte.)

Die neu erwachende Liebe zu Frau und Kind war es, die ihn den Entschluß fassen ließ, Arbeit zu suchen, Arbeit auf jeden Fall und sei es auch die allerschwerste. Schon gegen Abend hatte er Arbeit.

Als er sich so einige Tage als ein ernst gewillter Mensch betrachten hatte, brachte er in Erfahrung, daß seine Marie wieder in der Spinnerei arbeite. Als es dann Abend wurde, sah er von der Eisenhütte, in der er arbeitete, schmiedstraßen dort hin und stellte sich in der Nähe des Tores, durch das seine Frau kommen mußte, auf Posten. Es war ihm bei diesem Warten aber so bänglich zu Mute, als stünde er zum erstenmal in seinem Leben auf Freiers- fischen.

Als dann ein lantes Pfeifen den Spinnern und Spinnerinnen die Feierstunde ankündigte, fuhr ihm ein Angstgefühl hinab bis in den Magen. Er mußte sich förmlich Mut zusprechen, so bange klopfte ihm das Herz! Aber da kam sie schon. Sie schaute nicht nach rechts und nicht noch links und ging in Eile ihren gewohnten Weg. Daß sich in ihrem Gesichte seit Sonntag wieder einige vergrämte Falten zeigten, das sah er nicht. Sie kam ihm in dem schlichten, sauberen Werktagkleide fast noch reizender vor als am Sonntag im Walde, und er stellte unwillkürlich einen Vergleich an zwischen ihr und der Frida; es überkam ihn ein Ekel, wenn er an diese dachte.

Und jetzt faßte er sich ein Herz und ging auf seine Frau zu; die wisch erschrak zur Seite.

„Marie, ein einziges Wort!“

„Geh' weg!“

„Marie!“

„Ich will nur wissen von Dir.“

„Sei doch net so unversöhnlich, Marie!“

„Weg!“ rief diese noch einmal und fast laut, so daß einige vorbeigehende Mitarbeiterinnen Miene machten, ihr beizuspringen.

Unterdessen hatte Friedrich ihre Hand gefasst, die sie ihm mit Gewalt zu entziehen suchte. Aber er hielt sie fest und nannte mir immer siebender ihren Namen. „Erzähl mir was von unserem Friedrich.“ bat er. „Frägt er net nach mir?“

„Ah.“ entfuhr es da der Marie aus gequältem Herzen, „hätt' doch das Kind ein'n rechter Vatter!“ und dann versuchte sie aufs neue ihm ihre Hand zu entreißen.

Doch Friedrich zog die in ihrem Widerstreben nicht Nachlassende nur noch näher an sich und flüsterte leise: „Sei doch still! -- Schau, die Leut!“ Es begannen sich schon welche um sie zu scharen.

Da schritt Marie rasch aus und litt es, daß er ihr folgte. Während des Gehens redete er noch eindringlicher in sie hinein: „Ich will doch 'n rechter Vatter werde. -- So glaub' mir's doch. -- 's ist 'n unbedacht's Wort gewes'n in der Kneip'. -- Ich hab' keim'n Fuß mehr hinein. -- Ich war betrunkne damals, 's soll nie mehr vorkomme.“

Das sagte er alles so aufrichtig und so ernst, wie ihn Marie noch niemals hatte sprechen hören. Sein Atem roch auch gar nicht nach Bier oder nach Schnaps. Da empfand sie Mitleid mit dem Neugingen, und er gab ihr die heiligsten Versprechen und bat sie so flehentlich, das Leben wieder mit ihm zu teilen, daß sie an der Aufrichtigkeit seiner Reue nicht länger zweifelte.

„Sonst bin ich verloren für immer!“ rief er aus. Da versprach sie ihm, noch am selben Abend wieder zu ihm zurückzukehren.

Es war eine stille Straße, wo sie das versprach, und Friedrich preßte dafür einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Lippen; das konnte sie ihm nicht verwehren.

Er begleitete die Wiedergewonnene bis zu der Straße, in welcher der Gießer wohnte. Mit ihr zu ihm hinaufzugehen, dazu vermochte ihn Marie nicht zu bewegen; sie bezeichnete ihm darum eine Stelle, wo er auf sie warten solle.

Das gab dann aber eine Überraschung bei den Verwandten, als Marie ihnen ihren Entschluß mitteilte. Die Anna schaute sie mit ihren klaren Augen groß und fast verständnislos an.

„Ihr denkt doch net schlecht von mir?“ Marias Blick flog ängstlich fragend von dem einen zum andern und blieb auf dem Schwager haften. Da ging dieser auf sie zu und reichte ihr die Hand. „Stein, Marie, tue, was Du mußt und wie Du nicht anders kannst. Gehe wieder hin zu ihm und versuch's.“

Das waren ja Worte der Aufmunterung! Wie ward ihr das Herz leicht! Sie fasste ihres Schwagers Hände und preßte sie mit beiden Händen. Dann sagte sie tief bewegt: „Wie mich das freut!“ Sie hätte dem treulichen Manne um den Hals fallen mögen. Denn das wäre für sie das furchtbarste gewesen, wenn er sie ob ihres Schrittes getadelt hätte. Sie wußte ihren Gefühlen kaum Ausdruck zu geben, und stammelte: „Ich bin Euch ja so unendlich vielen Dank schuldig, so . . .“

„Läßt das, Marie,“ unterbrach sie da der Gießer, „Du hast es doch wahrlich im Übermaße erfahren, wie sehr es den Menschen er niedrigt, wenn er sich „dankbar“ erweisen muß. Dankbar nach rückwärts. Sei Du vorwärts dankbar, Marie! Dankbar Deinem Mann, wenn er sich willens zeigt, sich an Deiner Hand wieder aufzurichten! Und das ist gut von Dir, daß Du recht bald gehst, ehe es zu spät ist. Wir verstehen Dich nicht. Wenn Du unsre Hilfe wieder brauchst, bist Du uns jederzeit wieder willkommen.“

Anna hatte die Schweiter währenddessen sehr aufmerksam beobachtet, und jetzt sagte auch sie: „Ja, Marie, geb' und klapp' s net, dann kommst D' mir wieder zu uns.“

Da fiel Marie der Anna um den Hals und jubelte: „Oh! Ich will mein'm Mann von Euch erzähle, immer, und Ihr sollt sehn, ich noch's Euch noch!“

Die Marie ging, ihren kleinen Sohn an der Hand, den sollte sie morgen frisch gleich wieder bringen zur Pflege, hatte ihr Anna gesagt, damit sie ruhiger zur Arbeit gehen könne.

Als sie fort war, sagte der Gießer noch einmal: „Es ist besser so, sie geht jetzt gleich; denn jeder Berzug kann einen so tief gesunkenen Menschen vollends und unrettbar in den Abgrund stürzen.“

„Ja, es ist vielleicht besser so,“ sagte auch Anna, und sie sagte „vielleicht“, weil sie der Sache doch nicht ganz traut. Darauf fügte sie noch zweifelnd hinzu: „Wir woll'n 's Beste hoffe.“

Die Marie fühlte sich glücklich. Glücklich in der kalten, kalten Kammer, in der sie hausten.

Als die erste Woche zu Ende ging und mit dem Samstag der erste gemeinsame Zahltag wieder kam, kaufte Marie zunächst für das einzige Fenster ihres Zimmers ein paar Gardinen und einen Vorhang für die Nacht, damit ihre Wohnung wenigstens nach außen hin wieder einen geordneteren Eindruck mache.

Das Dringendste, was sie sich dann weiterhin wieder anschaffen mußten, war ein vernünftiges Bett. Auf dem Boden wie Hund und Katze hätten sie jetzt lange genug geschlafen, meinte bei diesem Vorschlag mit Galgenhumor und derber Anzüglichkeit auf ihr Vorleben der Friz. Des weiteren sollten dann an Stelle der Möbel in der Wand ein ordentlicher Kleiderschrank und an Stelle des alten Stoßers, den sie noch hatten, wieder eine Kommode das Zimmer wohnlicher gestalten. Wenn sie die Möbel alt kaufen könnten, sei das, weil billiger, um so besser; nur die Leibwäsche und die Kleider wollten sie sich auf jeden Fall doch lieber neu anschaffen; denn auch Friedrich begann jetzt in bezug auf das Kleinlichkeitsgefühl empfindsamer zu werden.

So saßen die beiden des Abends oft unaufgefragt miteinander; Marie nähte oder strickte, und Friedrich, wenn er mit dem Lesen seiner Zeitung fertig war, spielte mit seinen Büben, bis der einschlief.

„Seine“ Zeitung, das war die Zeitung des Gießers vom vorhergehenden Tage, welche Marie allabendlich mitbrachte, wenn sie bei der Anna vorbeiging und ihren Schäben wiederholte. In der ersten Zeit hatte Marie ihren Mann zwar bitten, oft drängen müssen, ihr doch wenigstens „die Geschichte“ vorzulesen, damit sie am Nähen bleiben könnte, und mit dem Zeit war ihm dann der Geschmack gekommen. Al die Rubrik mit der Überschrift „Tageschronik“ dagegen, welche mit oft dünnen Worten wohl Tragödien des Lebens enthüllte, ging er jedes mal mit einem gesunden Grinseln herau und griff sich oft mit beiden Händen in die Haare, wobei er bedachte, wie sehr sein seitheriges Eheleben einer Tragödie gleich geschehen. Marie pflegte dann wohl liebevoll ihren Kopf an seine Schultern zu lehnen und zu sagen: „Wenn wir uns noch immer mehr einander verstehen ferne in unsern Friedrich behalte, dann schlage wir uns schon durch, bis's besser kommt.“

Zwischenhinein erzählte Marie dann wieder was von ihrer Anna und deren Lieben und verdem, was sie dort Neues und Auseinandes gehört hatte. Dem Friedrich, der tagsüber Wind und Wetter arbeitete, ward es zu Hause immer wohler und heimischer zu Mute, besonders, wenn er beim Lanterschein, die Peise im Munde, den durcheinander haspeln Stricknadeln oder dem flinken Ausziehen des Wäschfadens zuschauen konnte; denn vissicher noch als der Mund, gingen der Marie die Finger.

Eins aber machte den Eheleuten ernsthafte Sorge, das war dieses, daß dem Friedrich, er die fünf Wochen allein hauste, das Zimmer entdeckt worden war, und davon hatte aus Marias Wiederkommen nichts mehr geändert. Selbst als sie gleich darauf den rücksichtigen Mietzettel zahlte, blieb der Vermieter hart und wiederholte es: „So'n Lumpenpact will ich nicht länger in mein'm Haus han.“

Derartige Reden erbitterten den Friedrich und machten ihn verdrossen, so daß Marie sich sehr ernstlich darüber nachsinnen mußte, wie sie seine Ausdauer stärke. Sie machte zu diesem Zwecke wiederholten Versuch, ihn dem Gießer näher zu bringen, aber jedes diesbezügliche Unternehmen scheiterte an dem entschiedenen Widerstande Friedrichs; ein Wiedersetzen auf diesem Manne war ihm zu peinlich. „Wenn ich mich wieder hinaus geschafft hab', dann . . . pflegte er zu sagen.

Und um sich wieder hinauf zu schaffen sparten die Beiden so sehr sie nur konnten. Einmal Sonntag wie den anderen zu Hause zu bleiben, das brachte Friedrich gegenüber früher spielerisch fertig. Zum Zeitvertreib ließ er dann wohl seinen Büben auf seinen Schäben reiten, pflegte ihm etwas vor, oder sang ihm ein Lied, und wenn dann der stille Abend herankam, ging er trotz des gewöhnlichen Arbeitsanzuges, den er anhatte — für den Sonntag besaß er noch kein — mit ihm hinab auf die Straße. Er mußte ihn auch ab und zu im Freien laufen und hüpfen, das war ihm eine ganz besondere Freude. Er pflegte sich dann wohl in einem Hausgarten zu versetzen, und wenn ihn der Schäben dann stand, in seine ausgebreiteten Arme stürzte er wie von Federkraft geschossen an ihm emporfliegend und die kleinen Kerlchen um seinen Hals schlängelten, dann kannte Friedrich nichts schöneres, als seine Vaterfreude. Marie aber schaute dann wohl vom Fenster herab diesem tollen Treiben zu, und in ihrem Gesicht spiegelte sich eine tiefe innerliche Freude.

So flogen die Wochen dahin; dann aber stand der Umzugstermin vor der Tür, ohne da-

Riechstoffe und Parfümerien.

Von Edwin Lewinsohn.

(Schrift)

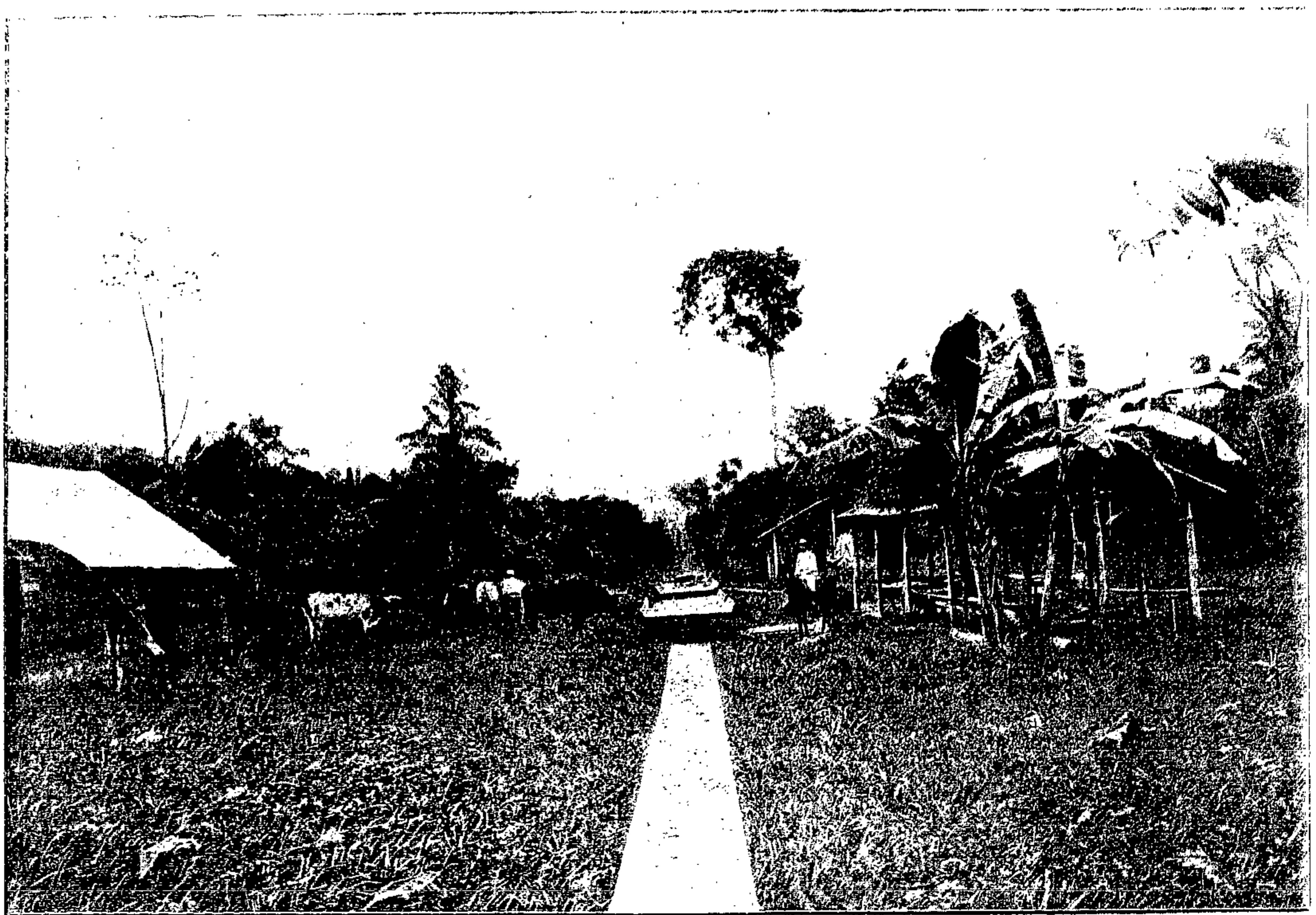
Das Rosenöl wird durch Destillation der Rosenblätter gewonnen, nachdem eine entsprechende Menge Wasser hinzugefügt wurde. Das Öl schwimmt dann auf dem erhaltenen wässrigen Destillat, von dem es abgeschöpft wird. Um sich von den Gebräuchen der geschäftstüdigen Orientaten freizumachen, hat man mit Anpflanzungen von Rosenkulturen an anderen Orten, so in Frankreich und bei Leipzig, erprobte Versuche angestellt. Zwei unserer Bilder zeigen die ausgedehnten Rosenkulturen und Destillationsanlagen der auch wissenschaftlich geachteten Firma Schimmel & Co. in Milib bei Leipzig. Derartigen

1905 über 1600 Stilo Öl einführt, betrug die Menge für Frankreich 1521 Stilo. In weiteren Zwischenräumen folgte dann England mit fast 900, Deutschland mit 711 Stilo reinen Rosenöls.

Da wir uns noch mit verschiedenen anderen Riechstoffen beschäftigen werden, ist es nötig, uns auch über ihre Charakteristik und darüber zu orientieren, was die Wissenschaft, besonders die Chemie, darüber sagt. Eine genaue wissenschaftliche Definition, was Riechstoffe überhaupt sind, lässt sich nicht geben. Wenn man auch versucht hat, die Riechstoffe nach chemischen Gesichtspunkten zusammenzufassen, so ist dieses Vorhaben bei den vielen Ausnahmen und Unregelmäßigkeiten derselben doch nicht durchzuführen. Dazu ist ihre chemische Konstitution eine viel zu komplizierte und voneinander abweichende. Vielleicht zeigen auch Riechstoffe in festen oder konzentrier-

flektig-nesselsuchtartige, stark juckende Entzündung entwickelt, als Folge eines Aufenthalts in einem mit Eukalyptussträuchern gesäumten Zimmer.

Verborgt uns der Orient mit dem Rosenöl, so bringt die heiße Sonne Italiens eine andere Kategorie von Wohlgerüchen hervor, nämlich die Messineser und Calabreser Oele und Essensen. Messina auf Sizilien und Calabrien, der südlichste Teil Italiens geben allen Produkten ihre Bezeichnung. Mit diesem Kostspielbegriff verbindet der Nachmann die von den Artikelien der Zitronen-, Bergamott- und Pomeranzenzimmern gelieferten ätherischen Oele. Von ihnen sind im Jahre 1906 fast 1 Million Stilo im Werte von 181,5 Mill. Lire (1 Lire = 80 Pf.) vertrieben worden. Nach den norddeutschen Ländern sind davor 25 000 Stilo gegangen. Während das Rosenöl



Bananenplantage. (Arbeiterküche und Schutzhütte.)

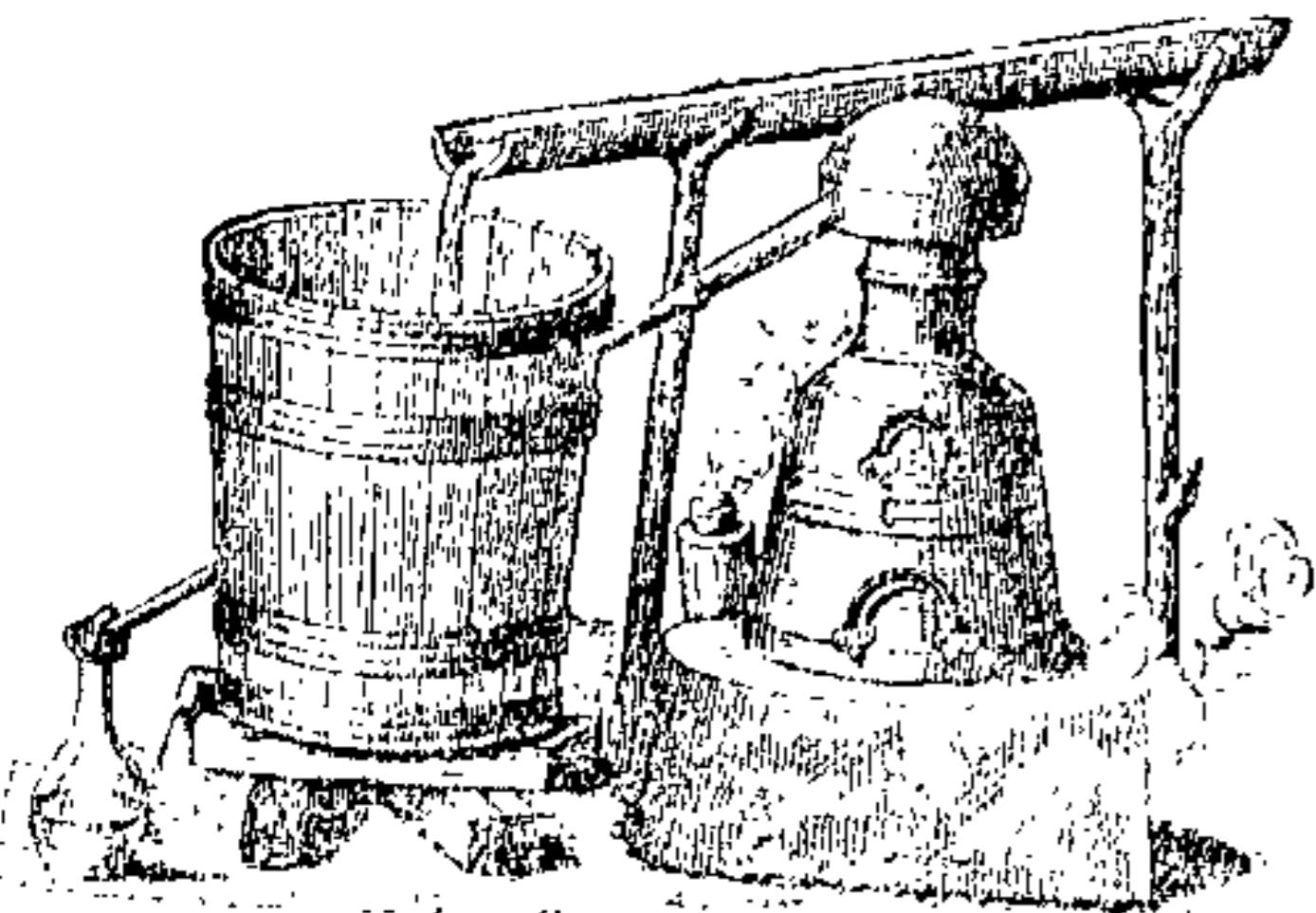
versuchen haben die Balkanstaaten insoweit entgegenzuwirken beschlossen, als sie ein Abschlusverbot der dort kultivierten Rosenstöcke „bei Strafe der Konfiszation jedes Grundgebiens“ erlassen haben. Mehrere Agenten sollen dieser Bestimmung bereits zum Opfer gefallen sein. -- Die Menge der zur Gewinnung eines Kilogramms Oel nötigen Rosen mag daraus ersehen, daß in Frankreich aus einem Zentner Rosenblätter nur ein Gramm Rosenöl gewonnen wird, d. h. 50 000 Stilo Rosenblätter geben ein kilo Oel. Das französische und sogar unser Klina eignen sich zur Oelrosenkultur sehr gut, da die heißen Sommermonate fehlen, in denen in der Türkei durch die Hitze ein Teil der Erne verloren geht. Frankreich hat deshalb gewichtige Gründe, sich vom Produktionslande freizunehmen, als es außer den Vereinigten Staaten in erster Linie an der Einführung bulgarischen Rosenöls beteiligt ist. Während Amerika im Jahre

der Form nicht den charakteristischen Geruch, der ihnen bei entsprechender Verdünnung eigen ist; zumeist ist sogar der Geruch in konzentrierter Form ganz verschieden von dem in seiner Verdünnung. Man kann mithin von Riechstoffen nur sagen, daß sie zum Parfümieren von Gebrauchsgegenständen oder Personen dienen. Man sollte nun annehmen, daß jeder Wohlgeruch auf alle Menschen gleich angenehm wirken müßte. Dieses ist jedoch nicht immer der Fall. Hierbei gibt es vielfach Idiosynkrasien, d. h. Empfindlichkeit oder direkte Abneigung gegen bestimmte Gerüche. Daß manche Menschen bei gewissen Geruchsempfindungen Kopfschmerzen bekommen, ist hinlänglich bekannt. Es können aber auch Verdauungsstörungen, Nasenbluten, ja sogar Herzbeschwerden eintreten, die sich durch Schwindel und Ohnmachtsanfälle bemerkbar machen. Es ist auch der Fall eingetreten, daß sich auf den von Kleidern unbekleideten Handstücken eine rot-

erst durch einen Destillationsprozeß gewonne werden muß, sind die italienischen Oele in größerer Menge in den Schalen der Früchte vorhanden; aus diesen werden sie auf rein mechanische Weise gewonnen. Da diese Gewinnung als Heimarbeit bei miserabler Entlohnung von kleinen Bauernfamilien ausgeführt wird, ist sie eine ziemlich unvollkommene und unappetitliche; wenn man bedenkt, daß bei der süditalienischen Bevölkerung nicht gerade eine saubere Haushaltung vorherrscht ist. So wurde oder wird vielfach wohl noch jetzt Zitronen- und Pomeranzöl durch die sogenannte Schwammethode gewonnen. Der Druck wird mit einem Messer verteilt und die Oberfläche der Schalenstücke in der linken Hand energisch auf einen grosszögigen Schwamm gepreßt, der mit der Rechten darunter gehalten wird. Durch den Druck platten die Oelzellen der Druckschalen und das Oel spricht in seinem kaum sichtbaren Strahl gegen den unter-

gehaltenen Schwamm. Nachdem dieser eine gehörige Menge Öl aufgesogen hat, wird er mit der Hand über einer irdenen Schlüssel kräftig ausgedrückt. Nach wenigen Tagen verliert der Schwamm das Aussaugungsvermögen und muß durch einen neuen ersetzt werden. Neuerdings haben sich begrenztere und saubere Methoden eingebürgert, darunter auch solche mit Dampftrieb. Ausser den angegebenen Ölen gehören zu den Messineer Össenzen noch einige andere, wie Mandarinen, Orangenöl usw., die aber nur in geringerer Menge in den Handel kommen.

Eindlich ist in bedeutsendem Maße an Aromaticum an der Erzeugung mehrerer Duftstoffe beteiligt. Die Region um Rio und Connie beherrscht mit ihrer Parfümierindustrie den Weltmarkt. Jasmin, Marzipan, Orangeblüten, Lüberolen usw. liefern im Jahre fast 2 Millionen Kilo Öl und Öllungen. Während das Rosenöl destilliert, die süditalienischen Öle gepresst werden, bedingt die Reinheit der französischen Duftstoffe mehrere Verfahren anderer Art. So beruht das Mazerationsverfahren auf der Eigenschaft der Zelle, Riechstoffe mit großer Begierde anzuziehen. In diesem Mazerations- oder Zusatzverfahren wird in Porzellan oder emaillierten Eisengefäßen Zelt oder Olivenöl auf 40-50 Grad erwärmt. In diese Masse werden die in Reimandsäckchen befindlichen Blüten einen halben bis zwei Tage lang hineingehängt. Mit frischen Blüten wird dieses Verfahren ein Dutzend oder mehrere Male fortgesetzt. Die mit dem Duft imprägnierte Zeltmasse wird dann mit

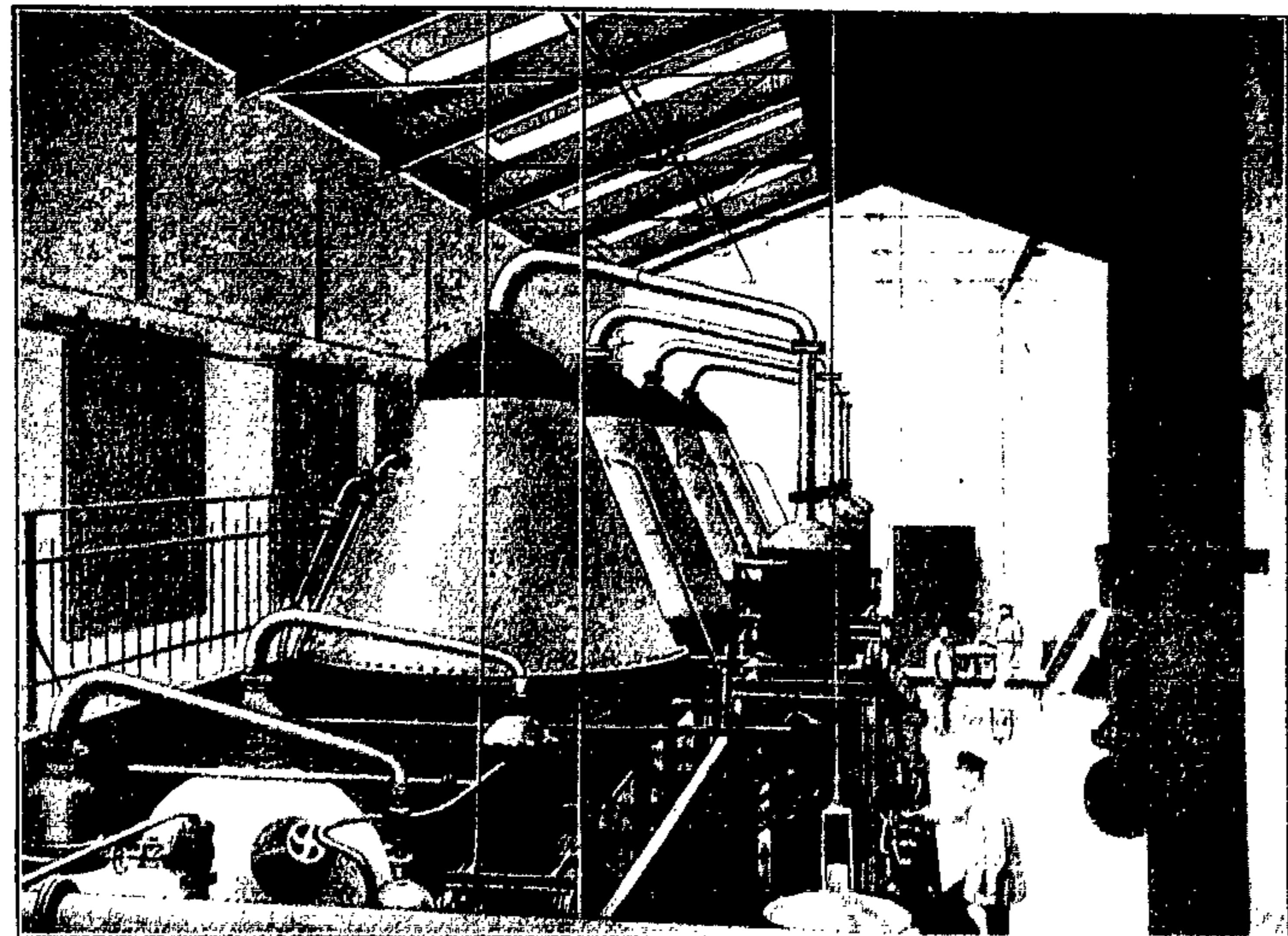


Primitiver Rosenöl-Destillierapparat, am Balkan gebrauchlich.

hochprozentigem reinen Weingeist geschnüttet, wodurch der Riechstoff in den Weingeist übergeht. Nach langerem Absinklassen der Zelt und Weingeisschichten wird letzterer bei möglichst niedriger Temperatur abdestilliert. Man hat dann eine spirituose, wohlriechende Essenz. Ein anderes Verfahren, das der Aborption oder der Enfleurage, wird bei sehr empfindlichen Duftstoffen angewandt und beruht gleichfalls auf der Imprägnierung von Zelt oder Öl mit den einzelnen Gerüchen. Schließlich gibt es noch das Extraktionsverfahren, das hier nur angedeutet werden soll.

Von den Erzeugnissen Russas sind die Weilchen wohl am bekanntesten. Sie kommen zu uns noch zur Winterszeit. Ein Teil der blühenden Weilchen wird zur Herstellung von Weilchenöl benutzt. Dieses kommt jedoch nur in kleinen Mengen in den Handel und wird im reinsten Londoner Westen zu ungeheuren Preisen verkauft. Nach Hunderttausenden beläuft sich der Betrag für Weilchenparfüm, das die russische Kaiserin allein von einer Pariser Firma bezieht. Was sonst unter der Bezeichnung als Weilchenparfüm unter die gewöhnlichen Sterblichen kommt, ist ein Auszug der Weilchenwurzel aus Italien, wie sie auch als Zahnmittel für Sänglinge vielfach gebraucht wird. Von anderen künstlichen Weilchengerüchen soll noch die Rede sein. Auch das Öl der Weilchenwurzel kostet ungefähr 400 Mk. das Kilo.

Die Bedürfnisse der Parfümeure werden natürlich durch die hier angeführten europäischen Produkte nicht befriedigt. Eine große Zahl von

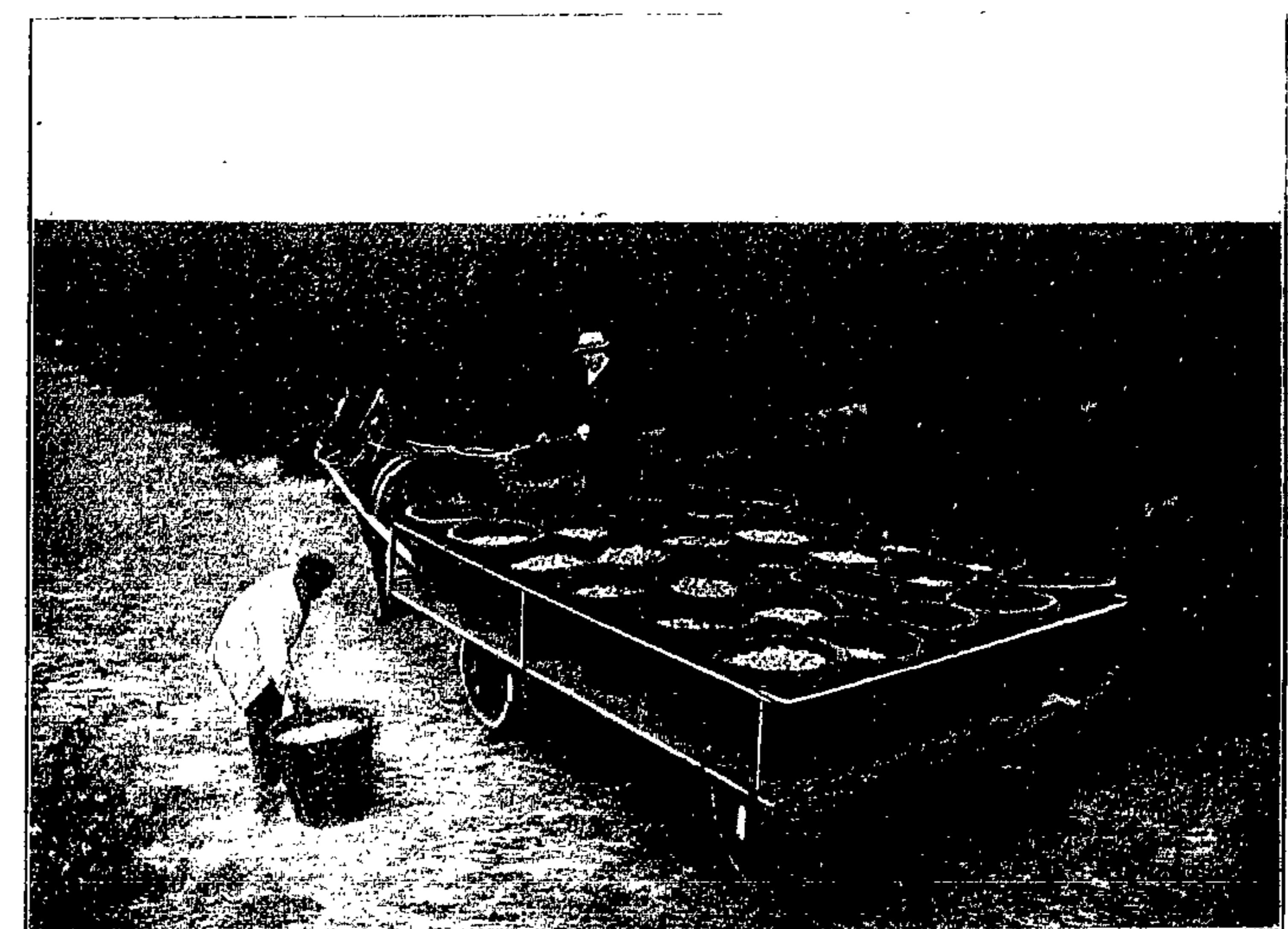


Moderne Destillationsanlage für ätherische Öle.

Duftstoffen liefern dann noch die Tropen. So werden Venongrasöl, Öl vom Chinalöbaum in Mexiko und das bekannte Patschuli von Indien und den Molukken in großen Mengen verbraucht. Java und Ceylon liefern Citronenöl aus einer Grasart. Ceylon führte im Jahre 1906 rund 11½ Millionen Pfund aus, Algier jährlich über 50000 Kilo. Geraniumöl im Werte von 13½ Millionen Kr. Das Öl besitzt einen ähnlichen Geruch wie Rosenöl, das damit viel verschmilzt wird. Von Orangenblütenöl mit seinem lieblichen Duft kostet 1 Kilo 700 Mk. Ylang-Ylang Öl kostet über 500, das an Moschus erinnernde Öl von Java moschata 900 Mk. usw.

Die Reichhaltigkeit der hier nur in ihren Hauptvertretern aufgeführten Riechstoffe ist jedoch damit nicht erschöpft. Alles in neuerer Zeit unterliegt beständig der Mode. So ist auch die Auswahl der Gerüche eine andere als früher geworden. Heute gilt starkes Parfüm und inten-

sives Parfümieren nicht mehr als "ein". Es einigt so genannte und beliebte Stoffe wie Ambra, Moschus, Patchuli bilden jetzt nur einen geringen Bestandteil von Parfüms. Ihr Auftrag beruht hauptsächlich in der Verstärkung bzw. Verfeinerung der natürlichen Odore. Dann war es die Chemie, die dem Parfümeur neue Wege wies. Ihr gelang es, auf künstlichem Wege, also synthetisch, fast alle natürlichen Gerüche nachzuahmen. Wenn der Stommer auch einen künstlich hergestellten Geruch von dem Naturprodukt doch zu unterscheiden vermögt, sind solche billigen Kunstdroste doch zur Verstärkung der Pflanzenstoffe von ungemeinem Nutzen. So heißt das künstlich hergestellte Stommar in den Geschmack des gewöhnlichen Stoms, des Waldmeisters und der Tonkaobohne. Diese wird in Droghenhandlungen und Apotheken gelegentlich gefärbt, um in Schnupftabakdosen zur Parfümierung des Tabaks hinzugefügt zu werden. Aus der Tonkaobohne wurde früher sumpfgrün gekauft.



Rosenfelder bei Leipzig.

Heliotropin gibt den Geruch der in vielen Arten vorkommenden Heliotropfblätter. Heliotropin, ebenso wie Kummari, weiße Kristalle bildend, ist im Verhältnis zum natürlichen Rechstoffs sehr billig. Als Ausgangsmaterial zu seiner Darstellung dient das rohe Stumpferöl, das früher nur wenig Verwendung fand. Der künstliche Jasmingeruch wird aus faulenden Geweckstoffen hergestellt; das Endprodukt lässt seinen Ursprung aus diesen widerlich riechenden Stoffen nicht erkennen. Das künstliche, sehr billige Terpineol, eine Flüssigkeit, ersetzt den Geruch des Hieders. Der feine Duft der Vanille wird künstlich hergestellt; das ist jeder Hausfrau bekannt, die für den Haushalt Vanilleschoten für wenig Geld käuflich erhält. Der billige Preis des künstlichen Vanillins hat natürlich die Verwendung der Vanilleschoten zu Parfümeriezwecken ganz in den Hintergrund treten lassen. 25 Gramm Vanillin entsprechen in ihrem Parfümeriewerte einem Kilo Vanilleschoten, deren Preis für ein Kilogramm etwa 20—30 Mk. beträgt, während 25 Gramm Vanillin nur 1 Mk. kosten. Ein anderes Kunstprodukt Geraniol besitzt die Fähigkeit, über verschiedene wohlriechende Blüten destilliert, deren Duft anzunehmen, so daß Hyazinthen-, Rosen-, Rosedal-Geraniol in den Handel kommen. Den künstlichen Weihenblütenduft liefert Jonon, das nur eine deutsche Fabrik als Patentinhaberin fabrikmäßig herstellt. In konzentrierter Form reicht Jonon schwer, wenig an Weihenblütengeschmack erinnernd. Dieser tritt erst bei sehr starker Verdünnung auf. Der Preis von Jonon ist ein sehr hoher und beträgt 600 Mk., das Kilo für

eine 20prozentige Lösung. In reinem Zustande würde das Kilo in 3000 Mk. kosten. Es werden nicht nur Rosen-, Orangeblüten-, Wintergrünöl künstlich hergestellt, sondern wohl fast alle die Duftstoffe, die als Naturprodukte einen sehr hohen Preis bedingen.

Außer den Pflanzenprodukten und den künstlichen Rechstoffs muss dann noch das Tierreich manche Stoffe dem Parfümeur hingeben. So lieget das größte lebende Säugetier, der Potwal (*Physeter macrocephalus*), das Ambra, eine Substanze, deren Ursprung noch nicht ganz geklärt ist. Man hält Ambra für ein kraushaftes Seefet, etwa den Gallensteinen ähnlich. Die Masse findet sich auf dem Meere schwimmend in höchstens faustgroßen Stücken oder auch in den Eingeweiden des Tieres. Ambra ist eine grau-weiß bis grau-bräunliche fettartige Masse von an sich unangenehmen Geruch. Erst in Weinigkeits gelöst gibt es als Zusatz zu anderen Gerüchen diesen ein ungemein verbesserndes Aroma. Billig ist Ambra nicht, da der Preis für 1 Kilogramm etwa 4—5000 Mk. beträgt.

Moschus ist das Produkt des Moschusochsen in China, Tonkin und den Hochländern des Himalaya. Das männliche Tier besitzt an der Brustseite einen Beutel, der den Moschus als krümelige oder mehr zettige Masse enthält. Der Export aus Shanghai ist stark zurückgegangen. Während er im Jahre 1897 noch 1250 Kilogramm betrug, war er im Jahre 1905 auf 530 Kilogramm gesunken, wovon nach Deutschland und Österreich 21 Kilogramm gingen. New York und Paris verbrauchten fast je das zehnfache. London nicht ganz das Doppel-

te, 1906 ist die Ausfuhr wieder auf 680 Kilogramm gestiegen. Der Preis von Moschus beträgt im Durchschnitt 3000 Mk. das Kilo; er unterliegt schon im Ursprungslande vielfachen Fälschungen. Lehnlich wie bei Patchuli ist es auch vom Moschus bekannt, daß sein Geruch vielen Menschen unsympathisch, während er umgekehrt bei anderen sehr beliebt ist. Wohlrichtend ist er erst in einer Verdünnung, daß er als solcher nicht mehr auftindbar ist.

Als ein anderes Tierprodukt kennen wir dann noch Zibet, den Inhalt der Drüse einer Staubentart in Asien und Afrika. Die Tiere werden in Gefangenenschaft gehalten, wo ihnen von Zeit zu Zeit das sich immer neu bildende Produkt entnommen wird. Zibet schließlich ist sehr viel billiger als Moschus, etwa 200—300 Mk. das Kilogramm.

Aber auch die tierischen Duft- und Rechstoffs werden bereits durch Kunstprodukte ersetzt. So gibt es künstlichen Moschus von dem Geruche des Naturstoffes. Tarans erklärt sich auch der schon erwähnte Rückgang der Ausfuhrziffer aus dem Ursprungslande. Dieser Rückgang wird um so erklärlicher, wenn wir wissen, daß das Verhältnis des Preises für natürlichen und künstlichen Moschus 30 : 1 ist; das heißt beträgt der Preis für ein Kilogramm des Natursprodukts 3000 Mk., so kostet dieselbe Menge des künstlichen Stoffes nur 100 Mk.

Ein Gebiet für sich ist die eigentliche Parfümerie, also die Zusammenstellung einzelner Duftstoffe zu Parfüms. Unter den verschiedensten Bezeichnungen gelangen diese dann in mehr oder weniger eleganten „Aufmachungen“ unter das zumeist „bessere Publum“.

Die Verrücktheit des Herrn Riemke.

Humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

(S. 10)

Etwo sechs Monate lang war der Koch, obwohl er immer etwas über Geldknappheit zu klagen hatte, mit dem stillschweigenden Überkommen wohl zufrieden, und dann kam ihm nach und nach der wahre Charakter des Herrn Riemke zum Bewußtsein. Es war kein netter Charakter, aber ein schlauer, und als er die überraschende Entdeckung machte, daß ein Testament einfach dadurch wertlos gemacht werden konnte, daß man am folgenden Tage ein neues mache, gebärdete er sich wie besiegt. Als er in Erfahrung brachte, daß Herr Riemke, wenn er zu Hause an Land war, freies Quartier bei einer verheirateten Richte hatte, pflegte er still für sich allein dazusitzen und über Mittel und Wege nachzudenken, wie er das in ein Unternehmen, das keine Zeichen mache, zum Abschluß zu bringen, gesteckte Kapital retten könnte.

„Ich hab's wieder mit mein Herz zu tun, Junge“, sagte der alte Invalid, als sie eines Abends allein in der Komödie saßen.

„Du machst Dir zuviel Bewegung“, entgegnete der Koch. „Warum gehst Du nich in die Rose und ruhest Dich aus?“

Herr Riemke, der dies nicht erwartet hatte, begann unruhig zu werden. „Ich denk mir, ich werde mal 'n bißchen an Land gehen und frische Luft schnappen“, meinte er. „Ich werde nur bis zum „Schwarzen Koch“ und zurück gehen. Du wirst mich jetzt nicht mehr lange haben, mein Junge.“

„Nee, ich weiß“, versetzte der Koch, „das macht mir Kummer genug.“

„Nach Dich nur meinetwegen keinen Kummer“, entgegnete der Alte, die Hand auf der Schulter des anderen; „ich bin's nich wert. Nach nich jolch düsteres Gesicht, mein Junge.“

„Mich drückt was, Jan“, sagte der Koch und blickte starr geradeaus.

„Was is es?“ fragte Herr Riemke.

„Du erinnerst Dich, was Du mir über Deine Schmerzen in der Seite erzählt hast?“ sagte der Koch, ohne ihn anzugucken.

Jan lächelte und befühlte seine Seite.

„Und wie Du sagtest, was für 'ne Wohltat das Sterben doch wäre,“ fuhr der andere fort, „und daß Du nur Angst davor hättest, Dich selbst umzubringen?“

„Na und?“ fragte Herr Riemke mit funkelnden Augen.

„Das is mir immer wieder durch den Kopf gegangen,“ sprach der Koch ernsthaft weiter. „Ich sagte mir: „der arme Jan,“ sagte ich, „warum sollte er sich so quälen, wenn er gern sterben will?“ Das schien mir zu traurig.“

„Es is auch traurig,“ versetzte Herr Riemke, aber was is damit?“

Der andere gab keine Antwort, sondern ließ ihn zum erstenmal ansehend, einen forschenden, bekümmerten Blick über ihn gleiten.

„Was is damit?“ wiederholte Herr Riemke mit ziemlichem Nachdruck.

„Du hast doch gesagt, Du wolltest gern sterben, nich wahr?“ entgegnete der Koch. „Nicht nimm mal an — nimm mal an —“

„Nimm mal was an?“ erkundigte sich der Alte mit scharfer Stimme. „Warum sagst Du nich, was Du sagen willst?“

„Nimm mal an,“ sprach der Koch, „nimm mal an, einer, der Dich gern leiden möchte, verstehst Du — hörte, wie Du dies immer und immer wieder sagtest, und müßte das mit ansehen, wie Du Dich quältest, und hörte Dich so tönen und könnt mir weiter tun, als Dir hier und da mal 'n paar Reichsmark für Medizin leihen oder 'n paar Glas Rum für Dich ausgeben; nimm mal an, der kennte einen in der Apotheke?“

„Ja, und wenn er den kennte?“ sagte der andere, der ganz blaß geworden war.

„Einen, der mit all die Gifte Bescheißt,“ fuhr der Koch fort, „Gifte, die ein Mensch in seinem Essen einnehmen kann, ohne daß er's merken tut. Würde das unrecht sein was meinst Du, wenn der Freunde, von dem ich rede, es in Dein Essen täte, um Dich vor Deinem Glend zu erlösen?“

„Unrecht!“ schrie Herr Riemke in gläserigen Augen. „Unrecht! Hör mal Koch!“

„Ich mein mir, wovon er Schmerzen habe nürde“, unterbrach ihn der andere, ihn mit der Hand beschwichtigend. „Du hast doch in der letzten Zeit keine Schmerzen gefühlt, Jan, wie?“

„Willst Du damit sagen“ brüllte Herr Riemke.

„Ich will gar nix sagen“, verließ der Koch. „Beantwortete meine Frage. Du hast doch in der letzten Zeit keine Schmerzen gefühlt, wie?“

„Wist Du beigesommen und hast — Gifte — in mein — Essen — getan?“ fragte Herr Riemke zitternden Tones.

„Und wenn ich's getan hätte, Jan, nimm mal an, daß ich's getan hätte,“ logte der Koch mit vorwurfsvoller, überraschter Stimme. „Willst Du etwa sagen, daß es Dir nich recht wäre?“

„Recht?“ antwortete Herr Riemke bestyig. „Recht! Hinrichten lassen würd' ich Dich!“

„Aber Du sagtest doch, Du wolltest geen sterben“, sprach der erstaunte Koch.

Herr Riemke überschüttete ihn mit einer Flut fröhlicher Flüche. „Hinrichten lassen würd' ich Dich“, wiederholte er wütend.

„Mich?“ sagte der Koch ganz natürlich. „Wo für?“

„Weil Du mich vergöttest hast“, erwiderte Herr Riemke zornig. „Glaubst Du, Du kannst mich mit Deine Winkelzüge täuschen? Glaubst Du, ich kann Dich nicht durchschauen?“

Der andere saß mit einem spärlichen
Zähnen unbeweglich da. „Beweis es“, sagte er
zärtlich. „Aber angenommen, daß Dir wirklich
niemand Geld gegeben hätte, würdest Du gern
es einnehmen, das die Wirkung verhinderte?“

„Ganze Liter davon“, sagte Herr Niemle
überlud.

Der andere saß nachsinnend da, während
der alte ängstlich beobachtete. „Es ist zu
nimmt, daß Du selbst nich weißt, was Du willst,
Kan.“ sprach er endlich; „aber schließlich muß
Du es ja selbst am besten wissen. Aber das
könig ist bannig tener.“

„Wieviel?“ fragte der andere.

„Tschü, mehr als für zwei Markt auf ein
Sal wöllen sie nich davon vertanzen.“ entgegnete
der Stoch und versuchte, recht gleichmäßig
zu sprechen, „aber wenn Du mir das Geld
eben willst, will ich an Land zum Apotheker
eilen und die erste Portion gleich holen.“

Herrn Niemles Antlitz war eine Studie
der strebenden Gesühle, die der andere per
ebens zu entziffern suchte. Dann zog er lang
an den Beutag aus seiner Hosentasche und
berührte ihn, ohne ein Wort weiter zu sagen,
mit Stoch.

„Ich will gleich geben.“ sagte dieser nicht
wie Gesühl, „und ich werde mich nie wieder
auf jemand sein Wort verlassen, Kan. Das hast
Du auf dem Gewissen!“

Er setzte ununter an Deck und steckte an
Land, wo er, damit es ihm Glück bringe, auf
die Goldstücke spuckte und sie dann in seine
Faust gleiten ließ. Unter Deck aber saß Herr
Niemle, das Kind in der Hand, in einer
Stimmung, die ziemlich gleichmäßig zwischen
Fot und Angst geteilt war.

Der Stoch, der durchaus kein Verlangen
nach Gesellschaft trug, vermied den Kontakt der
Mannschaft, lauschte sich ein Zahnputzer für
Kinder, von dem er das Etikett entfernte, und
leistete sich dann auf den guten Erfolg einen
Schoppen oder zwei, ehe er wieder an Bord
ging.

Ein eisriges, lantes Stimmtengewirr, das
aus dem Logis erklang, unterrichtete ihn davon:
daß die Mannschaft zurückgelehnt sei, aber die
Unterhaltung riss, als er die Leiter hinabstieg,
stöckig ab, und drei Augenpaare starren ihn
in düsteren Schweißen an.

„Was is los?“ fragte er.

„Was hast Du mit dem armen, alten Kan
angestellt?“ fuhr ihn Marstens an.

„Mir nich“, entgegnete der andere kurz.

„Hast Du ihm denn nich vergittet?“ fragte
Marstens.

„Als mir gar nich eingefallen“, erwiderte
der Stoch energisch.

„Er sagte, Du hättest ihm gesagt, Du
hättest ihn vergessen“, sagte Marstens mit feier
alem Ernst, „und er hätte Dir zwei Reichs
mark gegeben, daß Du was holen solltest, das
du wieder furieren könnte. Zeit is es aber
zu spät.“

„Was?“ staunete der entfiepte Stoch.

Er blieb ängstlich von einem zum anderen.
Sie machten erste Freikörper, und das Schwei
ßen begann drückend zu werden.

„Wo is er?“ fragte er.

Marstens und die anderen wechselten einen
Blick.

„Er is verrückt geworden“, sagte er lang
sam.

„Verrückt?“ wiederholte der erledigte
Stoch und verzögerte dann, da er die Abneigung
der Mannschaft sah, mit gebrochener Stimme,
a welcher Weise er hineingelegt worden sei.

„Na einerlei, Du bist jetzt schuld daran,“
sagte Marstens, als er gründet hatte. „Er hat
ständig seinen Verstand verloren.“

„Wo is er?“ erwiderte sich der Stoch.

„Da, wohin Du ihm nich folgen kannst“,
entgegnete der andere langsam.

„An Kimmel?“ riet der Unglückselige auf
mit Glüx.

„Kee; in Räppen seine Koje“, sagte Stoch
habe.

„D, dabin komm ich ihm nich folgen?“ ver
tegte der Stoch und sprang auf. „Da werd' ich
ihn bald 'rausholen.“

„Das beste is, Du läßt ihn zufrieden“, be
merkte Marstens. „Er stellte sich so wild an,
dass wir mir ihm anstellen könnten, sang
und lachte und heulte, alles durcheinander
ich dachte sicher, daß er vergiftet wör.“

„Ich kann daraus schwören, daß ich ihn
nich angerührt habe“, entgegnete der Stoch.

„Einerlei, Du hast ihn um seinen Verstand
gebracht“, sagte Marstens, „das wird einen
schönen Spottasfel geben, wenn der Räppen an
Bord kommt und findet ihn in seiner Koje.“

„Na, kommt mit und helft mir, ihn 'ran
holen“, bat der Stoch.

Es kommt die Zeit... .

Es kommt die Zeit, da wird ein Frühling
blühen

So reich, so mild, so hold wie nie zuvor.
Die letzten Lebensstürme werden fliehen,
Nachdem die Trübsal ihre Macht verlor.
Ein Lenz wird leuchten, dessen gold'ne Sonne
In allen Herzen ihren Segen streut
Und sie erweckt zu neuer Lebensvonne

Es kommt die Zeit.

Es kommt die Zeit, da wird das Dunkel
flüchten,

Das wetterschwer auf tausend Seelen ruht.
Ein neuer Morgen wird die Welt belichten
Mit seinem Schimmer, seiner Purpurglut.
Tag wird es werden, in den tiefsten Tiefen
Zu wecken neue Schaffensfreudigkeit.
Erwachen werden, die bis dahin schliefen

Es kommt die Zeit.

Es kommt die Zeit, da auch die Schwachen
liegen,

Die jetzt noch fern dem großen Ziele steh'n,
Da Herrscherstücke und Despotenlügen
An ihrer eignen Schmach zugrunde geh'n.
Dann hört man nichts von schenen Sklaven
tritten,

Still werden wird der Menschheit letztes Leid,
Dann werden jauchzen, die bis dahin litten

Es kommt die Zeit! Alexander Volgt.

„Ich will mich da nich zwischen stecken“,
verlebte Marstens und schüttelte den Kopf.

„Du das bloß nich, Marstens“, rieten ihm
die beiden anderen.

„Was der Räppen lagen wird, da mag
ich nich an denken“, meinte Marstens; „aber das
wird er ja zu Dir sagen und nich zu uns.“

„Ich will ihn jetzt 'rausholen und wenn
er is wie fünf Berrücke“, sagte der Stoch und
kniff die Lippen zusammen.

„Dann wirst Du ihm 'rausragen müssen.“
verlebte Marstens. „Ich wünsch' Dir nie
Schlechtes, Stoch, und vielleicht wird's ebenso
gut sein, er wär draußen, ehe der Räppen oder
der Steuermann an Bord kommt. Ich in
Deine Stelle wüsste was ich täte.“

„Was denn?“ fragte der Stoch atemlos.

„Ich würd' ihm einen Zaak über den Kopf
ziehen“, antwortete Marstens eindringlich. „Er
wird wie toll losshreien, sobald Du ihn an
rufen tußt, und alle Leute an Land mobil
machen, wenn Du's nicht tußt. Und wenn Du
ihn ordentlich 'runterziebst, hält das auch gleich
eine Arme fest.“

Der Stoch dankte ihm von Herzen, machte
einen Zaak leer und eilte hastig an Deck. Zeit
gleich war für Herrn Marstens und seine
Freunde das Signal, Vorbereitungen für die
Wachtrübe zu treffen, und zwar so hastig, daß es
fast einer Panik gleich.

Der Stoch stieg, nach einem flüchtigen Blick
an Land, seine nach unten, seinen Zaak über dem
Knie, und häute in der Dunkelheit tastend seinen
Zug zur Koje des Kapitäns. Das Geräusch
tierer, regelmäßiger Atmzüge beruhigte ihn,
und ohne müßige Hast öffnete er den Zaak und
heb sonst den Kopf des Schlüters.

„Ob! Wo“ begann eine schläfrige
Stimme.

Zum nächsten Augenblick hatte der Stoch ihn
eingeschlossen und packte ihn jetzt um die Mitte, wäh
rend er sich abmühte, ihn aus der Koje zu heben.
Für den aufregenden Minuten, die nun folgten,
falle er mehr als einen Grund zu glauben, er
habe einen Dantenduft gefangen.

„Zritte jetzt.“ riet er atemlos. „Sahst du
mir hier?“

Er brachte seine Faß endlich aus dem Zaak
heraus und holperte damit zur Mannschaftsrampe.
Dann umfaßte er Stahl machen, denn zwei Peine
verviererten erstaunlich den engen Raum und
wollten sich nicht führen, während sich vom
anderen Ende des Zuges ein mittendes Ge
minne hören lieb.

Plötzlich rieb der abgenommene Stoch seine
Schulter unter die Faß auf und verhinderte, die die
Treppe hinaufzugehen, und niemals rutschte und
erklammte er sich wieder ihren Weg nach unten.
Halb verkrampft vor Angst und Furcht verhinderte er
es zum fünften Male und war die Treppe holt
hinauf, als sich über ihm plötzlich ein Schrei
des Steuermanns hören ließ, und die Stimme
des Steuermanns dringend eine Aufführung
wollte.

„Wo zum Henker sind sie dran?“ schrie er.

„Alles in Ordnung, Steuermann.“ entgegnete
der furchtende Stoch: „der alte Kan hat'n Tropfen
zu viel getrunken und is hier noch hinten ge
gangen und ich verlückt' nun, ihn wieder nach
vorn zu lassen.“

„Dan?“ tagte der erstaunte Steuermann.
„Aber der ist doch hier auf der Unte. Er sit
zt mit mir an Bord gekommen.“

„Zint.“ begann der entfiepte Stoch: „sitzt
e Gott!“

Er stand mit seinem zappelnden Baden
grinsen vorher und Treppe da und blickte den
Steuermann verzweifelt an.

„Ich bin bange, ich hab'n Verloben gemacht.“
sprach er mit zitternder Stimme.

Der Steuermann riß ein Streichholz an
und schaute nach unten.

„Ziehen Sie den Zaak 'unter!“ befahl er
streng.

Der Stoch stellte den Baden um die Peine
rumte die Treppe hinauf und stellte sich, am
ganzen Leibe bebend, neben den Steuermann.
Der letztere riß abermals ein Streichholz an, und
die beiden beobachteten in atemlosem Schweigen
die Windungen und Drehungen des seltsamen
Geschöpfes da unten, als sich die Hölle langsam
nach oben arbeitete. Beim vierten Streichholz
war die Entstaltung beendet, und ihren Blicken
zeigte sich das putterrote, bös dreinblickende
Gesicht des Kapitäns.

Während des Bruchteils einer Sekunde
starre ihn der Stoch in sprachlosem Entsetzen
an, um dann mit einem Augenzwinkern an Land
zu springen und davonzulaufen, eifrig von
seinem waterfüllten Opfer verfolgt. Als das
Schiff segeln sollte, schrie er immer noch, und
der Kapitän, wenig geneigt, zwei solch gute
Freunde zu trennen, schickte Herrn Johann
Niemle auf den dringenden Befehl der be
sorgten Mannschaft an Land, daß er nach dem
Stoch suche. —

Sprache.

Nennt Dich jemand Esel, mach' Dir nichts draus; nenne Dich noch einer Esel, schwatze Dir den Sattel an. Verurteile nicht, so lang' Du nicht in gleicher Lage gewesen. - Wenn der Wald selber nicht den Stiel zur Art lieferle, könnte sie ihn nicht fällen. - Wer frei sein kann und nicht will sein will, verdient lebenslängliche Elterverei. Mecht wird die Reder erst bewundert, wenn sie gefällt ist. (Lamadische Reise)

Bananen-Anpflanzungen in Costa Rica. In allerjüngster Zeit hat die Einführung der Banane nach Deutschland in recht erfreulicher Weise aufgenommen. Eines der Hauptporträts dieser Reiche ist Costa Rica. Diese zentralamerikanische Republik liegt zwischen Colombia und Nicaragua, sie erstreckt sich vom 8. bis 11. Grad nördlicher Breite. Man schätzt den Flächenraum des Landes auf 60 000 Quadratkilometer; es ist also ein Drittel größer als die Schweiz. Costa Rica wird, wie alle zentralamerikanischen Länder, in klimatischer Beziehung in drei Vertikalzonen geteilt: in die heißen Landstriche (Temperatur 22 - bis 28 Grad Celsius), in die gemäßigten Landstriche (Temperatur 14 - 20 Grad Celsius) und in die kalten Landstriche (Temperatur unter 14 Grad Celsius). Die heiße Zone erstreckt sich bis zu 900, die gemäßigte bis 2500 Meter über den Meeresspiegel, die kalte liegt darüber hinaus, sie bildet die höchsten Gipfel der Berge.

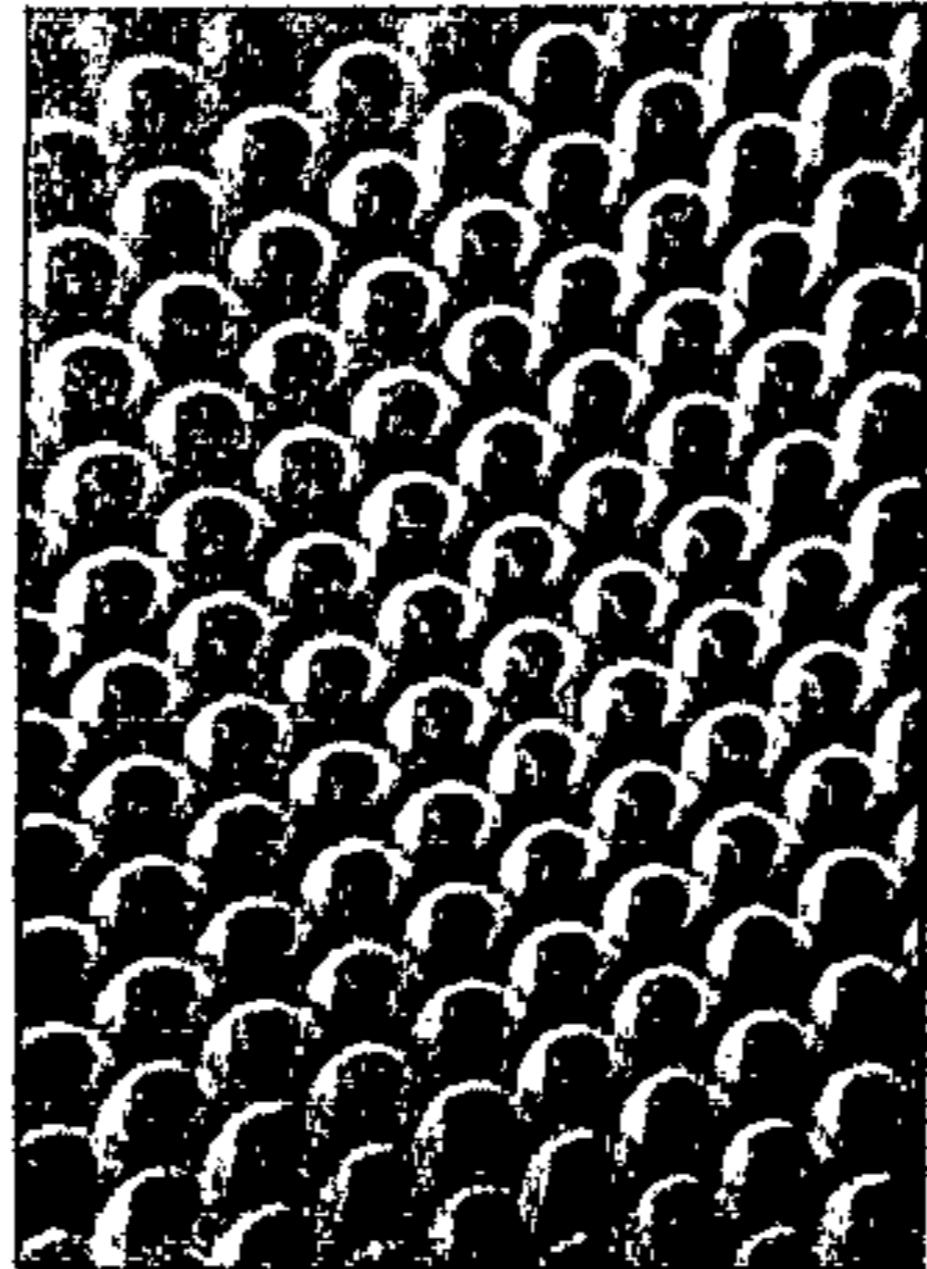
Das Wasser der Flüsse wird vielfach zur Zeit der Kaffeekultur zum Waschen der Bohnen benutzt; dieses Waschen bereitet sie gleichfalls nach einer leichten Gärung vom Fruchtfleische, gesundheitszuträglich ist es aber nicht; ohne Voricht getrunken, ruft es bösartige Dystenterien hervor. Die Sprache des Landes, dessen Hauptstadt San José 1135 Meter ü. d. M. liegt, ist die spanische. War in früheren Jahren der Kaffee das Hauptprodukt des Landes, so tritt jetzt als ebenbürtiger Konkurrent die Banane auf. Im Jahre 1880 wurden die ersten Fruchttrauben nach den Vereinigten Staaten geschickt, 1881 erntete man 425 000 Stück. 1888 betrug die Produktion schon 806 215 Fruchttrauben. Seitdem ist diese Zahl ständig im Steigen begriffen. Der Anbau der Banane geschieht folgendermaßen: der Boden wird vom Gestüpp und Unterholz befreit; darauf werden die jungen Schößlinge in den Boden gesetzt. Diese sind in zehn Monaten erwachsen und tragen dann bereits Frucht. Dieselbe wird in noch grünen Zustande abgenommen und der Baum umgehauen, um den nachwachsenden Schößlingen Raum zu geben. Zweimal im Jahre wird der Boden vom Gestüpp befreit. Gehört schon zum Besitz einer Plantage viel Geld, so kann dieselbe nur dann rentabel werden, wenn der Transport der Früchte im äußerst schneller ist, was wiederum zur Folge hat, daß das Land längs der Küste am wertvollsten ist. Eine handvoll reicher Geschäftsmänner teilt sich den Besitz derselben; sie haben meist einige Bahnlinien und Schiffe, um den Plantagenbau rationell betreiben zu können. Eine Schifflinie läuft zwischen Port Simon und New Orleans, um die Frachten zu bewältigen. Zur Bevölkerung des weiter innen liegenden Landes sucht neuerdings die Regierung von Costa Rica weiße Ansiedler heranzuziehen. Wege und Stege gibt es aber dort nicht. Es wollen deshalb auch sehr wenig Leute dahin, weil, wenn dort wirklich Produkte gezogen werden, dieselben niemand weggeschaffen kann. Dazu kommt noch, daß das Klima durch die Sümpfe sehr ungesund ist. Meist wird dort Tabak gebaut, und wenn dieser unter großen Mühen nur wirklich zur Masse gebracht worden ist, so geht es in kleinen Seglern (Einbäumen) nach Paula Acrea. Ganze Landstreifen, die die Regierung gern besiedeln möchte, liegen entweder in den Niederungen, wo Weizen überhaupt nicht existieren können, oder sie sind so weit von jeder Verbindung abgeschlossen, daß man für gewöhnliche Erzeugnisse überhaupt keinen Absatz hat. Die Lebensmittelpreise in Costa Rica sind großen Schwankungen unterworfen. Mais kostete im Jahre 1867: 30 Pfund = 5 Mt. (regulärer Preis 2 Mt.), Kartoffeln 30 Pfund = 2 Mt. (ein Jahr vorher 5 Mt.), Bohnen 30 Pfund = 2-10 Mt., Eier 7 Stück 1 Mt. Guter wird wenig konsumiert, an ihre Stelle tritt das Schmalz.

Stereoskopische Photoarbeit ohne Kamera. Eine bisher interessante Erfindung beschäftigt seit einiger Zeit einen bekannten Forscher auf dem Gebiete der Photographie, Professor Lippmann in Paris. Dieser hat einen Weg gefunden, der uns zur Herstellung stereoskopischer Bilder führt, welche dem Beschauer nicht flach, sondern vorverhaft erscheinen.

Allgemein bekannt ist das Stereostop, jener Apparat, in dem wir zwei Bilder derselben Gegen-

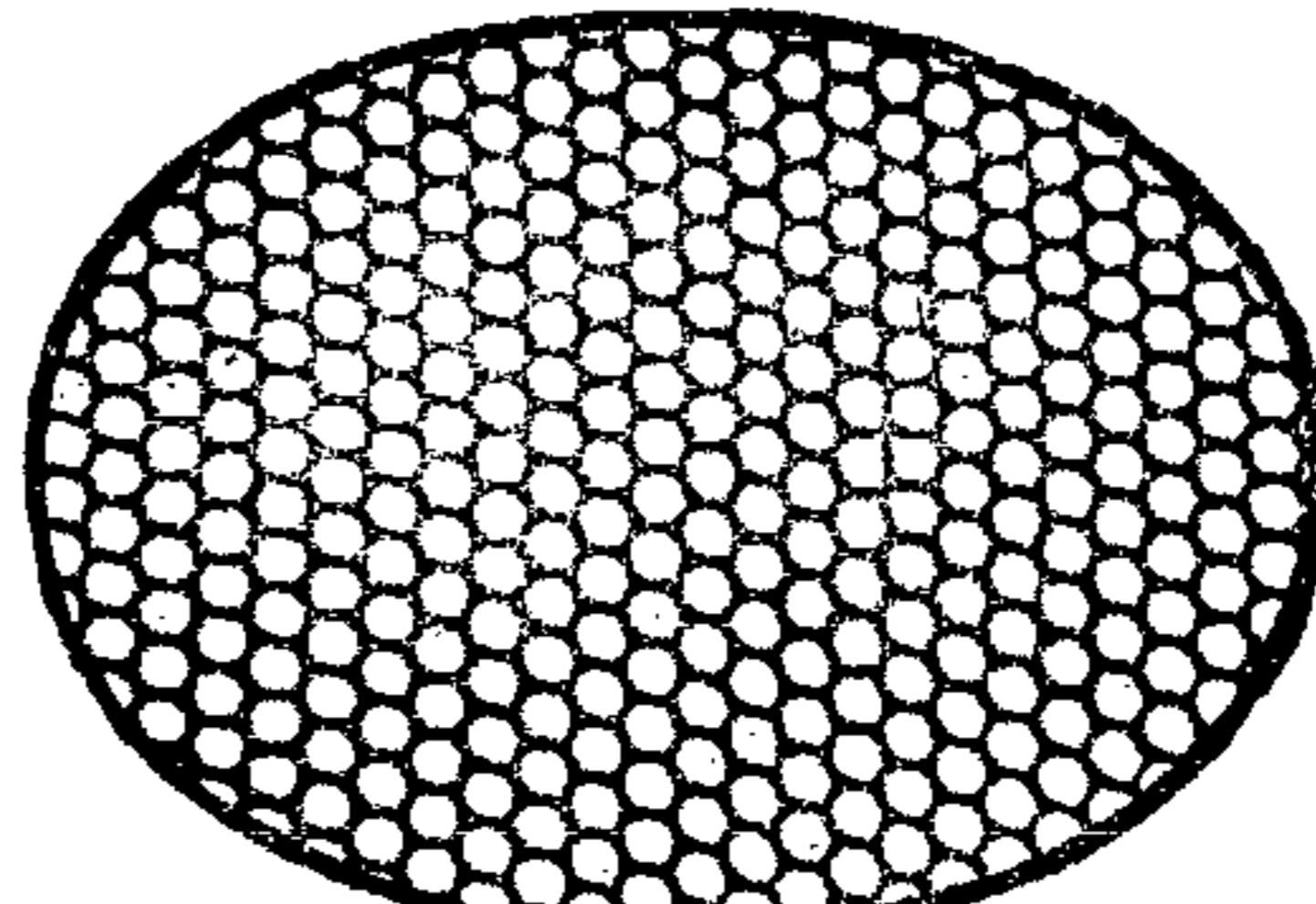
ständes gleichzeitig durch zwei Augengläser betrachten und dadurch den Eindruck erhalten, als ständen die abgebildeten Gegenstände in greifbarer Körperhaftigkeit vor uns. In noch vollkommenerer Weise wie das Stereostop soll die Erfindung Lippmanns die Körperhaftigkeit der photographierten Landschaften, Personen usw. wiedergeben, ohne daß man, wie bei den Stereostopbildern, einen Apparat zur Betrachtung derselben nötig hat. Ja, selbst die Aufnahme der Lippmannschen Bilder erfolgt ohne Anwendung einer Kamera.

Auf dem ersten Bild mag uns die Erfindung fast wunderbar erscheinen. Doch ist sie nichts weniger als wunderbar. Hat sie doch in der Natur ihre Vorbilder. In den winzigen Augen unscheinbarer Tiere, in den Insektenaugen, bringt diese dasselbe Prinzip zur Anwendung, welches der neuen Erfindung zu



Teil eines Massenbildes (mit einem Häserauge hergestellt)

grunde liegt. Bekanntlich ist das Insektauge von wesentlich anderer Beschaffenheit wie das Auge der höher stehenden Tiere und des Menschen. Während das Menschenauge nur eine Linse hat, welche ein Bild der Außenwelt auf die Netzhaut wirft, besteht das Auge des Insekts aus einer großen Zahl mikroskopisch kleiner Linsen, die auf der Oberfläche des Auges nebeneinander liegen (siehe Abbildung). Obgleich jede einzelne Linse ein mikroskopisches Bild der Umgebung gibt, hat das mit solchem Auge ausgestattete Tier doch nur den Eindruck eines einzigen Bildes.



Teil eines Häserauges.

Professor Lippmann hat nun durchsichtige Filme aus Zelloid angefertigt, welche dem Insektauge nachgebildet sind. Die Oberfläche des Films besteht aus winzigen, dicht nebeneinander liegenden Halbfügelchen, deren jede einen Durchmesser von ungefähr $\frac{1}{2}$ Millimeter hat. Jedes dieser Halbfügelchen wirkt optisch genau so, wie ein photographisches Weitwinkelobjektiv. Es erzeugt also im Brennpunkt ein zwar unendlich kleines, aber doch scharfes Bild der Gegenstände, welche sich im Gesichtsfelde befinden. Da die Brennweite dieser winzigen Objekte nur Bruchteile eines Millimeters beträgt, so geben sie schon bei sehr kurzen Entfernungen vom Objekt scharfe Bilder. Voraussetzung der Bildschärfe ist, daß die Bildfläche nicht eben, sondern hohlspiegelartig gebogen ist, allerdings in einem größeren Krümmungsradius als der des Objektivs oder mit anderen Worten: die Krümmung der Bildfläche ist entgegengesetzt der Krümmung der Linse und die Bildfläche ist nicht so stark getrümt wie die Oberfläche der halbfügelähnlichen Linse. Die Seite des Films, welche die mit Halbfügelchen besetzten Oberfläche

entgegengesetzt ist, besteht demgemäß aus den einzelnen Linsen zukommenden Bildfeldern, welche mit einer lichtempfindlichen Schicht überzogen sind. Eines unserer Bilder stellt den vielfach vergrößerten Querschnitt eines solchen Films dar.

Da der Lippmannsche Film mit einer großen Zahl winziger kleiner Linsen bedeckt ist, so braucht man für die Aufnahme kein Objektiv und keine Kamera. Zu einer zweckentsprechend konstruierten Kamera wird der Film vor dem auszunehmenden Gegenstand belichtet und dann in der bekannten Weise entwid und fixiert. Das Ergebnis dieses Verfahrens eine Unzahl mikroskopisch kleiner negativer Einzelbilder. Um ein Positiv zu erhalten, belichtet man einen zweiten gleichartigen Film unter dem Negativ. Man kann auch das Negativ, mit beim Studiren verfahren, in ein Positiv umführen, was aber nicht empfehlenswert bezeichnet wird.

Auf Papier können die Lippmannschen Bilder nicht übertragen werden. Sie sind auf dem Film als Diapositive in der Durchsicht zu betrachten. Bei Betrachtung nimmt unser Auge von jedem einzelnen Bildchen, die ja, wegen ihrer verschiedenen Lage zu dem ausgenommenen Gegenstande, nicht kommen übereinstimmend sind, nur einen Punkt und alle diese Punkte setzen sich in unserem Auge zu einem einheitlichenilde des photographierter Gegenstandes zusammen. Ein solches Bild muß nicht nur einen vollkommenen Körperhaften Eindruck, sondern es zeigt uns auch verschiedene Ansichten des Gegenstandes, je nachdem wir den Gesichtswinkel ändern, unter dem wir das Bild betrachten. Nehmen wir z. B. an, es sei eine Landschaft photographiert und halten wir das Bild gerade vor unser Auge, dann sehen wir die Landschaft so, wie sie vom Gesichtspunkt der Aufnahme aus erscheint. Dreht wir das Bild aber etwas seitwärts, so daß unser Blick in schräger Richtung darauf fällt, dann scheint uns das Bild in der Ansicht, die wir den Landschaft selbst haben würden, wenn wir den sprünglichen Gesichtspunkt seitwärts verlegt hätten.

Die sehr interessante Erfindung des Professeur Lippmann ist allerdings noch nicht so weit gediehen, daß sie in der Praxis angewandt werden können. Bis jetzt hat Lippmann nur erst unvollkommene Bilder erzielt. Das ist aber nicht auf die Methode an, zurückzuführen, sondern vielmehr darauf, daß Herstellung der Filme große technische Schwierkeiten macht und deshalb noch nicht in vollkommenem Weise gelungen ist.

Neues vom Büchermarkt. Bücher, die in fern und doch fesselnder Art eine über das Hausbuch hinausgehende Lebensphilosophie geben, sind sehr selten. Unter dem Titel „Johann Jakob Schänzel's philosophische Rückseiter“ hat Wilhelm Schäffen verbindlich ein solches Werk herausgebracht. In diesem Buch, das sich als eine Art Tagebuch gibt, steht ein sehr wertvolles Buch. Mit großer Schriftart wird dem lieben Mitmenschen ein Spiegel gehalten, der alles andere tut, nur nicht schmeichelt. Und mag er sich noch so „normal“ fühlen, bringt dieses Buch etwas. Und deshalb schon vielleicht es, recht viel gelesen zu werden. Ein seines, still-beschaulichen Buch ist Ludwig Finckhs Erzählung „Rapunzel“. Ein Alltagsleben und Alltagsmenschen schildert es, röhrt von jenem stillen Glanze, den die Erinnerung an Heimat den Worten des Dichters zu geben mag. Diese Heimatsliebe macht „Rapunzel“ zu einem Buch, das man nicht lesen kann, ohne es zu erleben. Ein starles Wörtern und ein sicheres Gespürt aus jeder seiner Zeilen, und rundet das Ganze zu einem jener außerordentlichen Werte, die in verschwunden zur Seite stellt, um sie von Zeit zu Zeit wieder zu lesen und sich an ihnen zu erfreuen. Ein eigenartiges Buch ist auch Josef Pontens Roman „Siebenquellen“. Zwei Kulturen sind in dieser umfangreichen Werte einander gegenübergestellt: Deutschtum und Franzosenium. Ein Schwarmgut, ein Kunsthistoriker, fehlt im Mittelpunkt der Handlung. Zwei eigenartige, jedoch voneinander grundsätzlich verschiedene Frauengestalten, versuchen auf ihn ihren Einfluß auszuüben. Dazwischen laufen ethnologisch nicht uninteressante Rollen, die nicht viel Wollen, auch anerkennenswertes können. Diesem in seinen Einzelheiten nicht recht ausreichendem Buche. Schließlich sei noch eine illustrierte Ausgabe von Emile Zolas „Der Krieg von 1870/71“ („Der Zusammenbruch“) erwähnt. Es handelt sich um ein Prachtwerk des auch in unserer Presse vielfach abgedruckten Romans, zu dem Adolf Wald, Fritz Berger und Eberhard Speyer zahlreiche Illustrationen auch Wollbilder geliefert haben. Alle diese Bücher sind bei der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen.

Nachdruck des Inhalts verboten!